



Loredana Nemes, „Berlin 06.2005“, Foto, Tryptichon, Courtesy Loredana Nemes

...sich unsichtbar machen

Ein Interview mit der Fotokünstlerin **Loredana Nemes**

von Anne Hahn

Anne Hahn: Wie alt warst du, als du beschlossen hast, Fotografin zu werden?

Loredana Nemes: Mit 27, 28 habe ich mich dazu entschlossen, obwohl ich bereits mit 22 Jahren vorhatte zu unterbrechen. Damals bin ich zu einer Design-Fachhochschule in Aachen gegangen, wollte mich dort bewerben, stand da mit meiner Mappe und heute, hatte total Schiss. Ich hab' sie nicht abgegeben, hab' mein Studium der Mathematik und Germanistik weitergemacht, hatte dann 3 Jahre später dengleichen inneren Anstoß und dachte: Du musst das machen — mit Schwerpunkt Fotografie an dergleichen Design- schule. Hab' mir wieder die Aufnahmebedingungen angehört, aber die Aufnahme- prüfung wieder nicht gemacht und blieb an der Uni.

Ich war zuletzt schon, wie man sagt, „scheinfrei“, bin aber nicht zur Prüfung gegangen, sondern nach Berlin. Ich hab' gesagt: Mutti, Vati, großer Schock, aber ich werde ab heute eine freischaffende Fotografin sein. Die haben mich für wahnsinnig erklärt. Ich hatte mal im Projekt-Management von Philips ein Praktikum und ein Projekt gemacht, hab' 'ne Menge gelernt und vor allem gut verdient. Diese Reserve hat mir dann für den Start genützt.

In diesen Beruf kann man nicht gehen, wenn man auf jeden Cent angewiesen ist. Ich konnte mit einer relativen Entspantheit beginnen. Man braucht Aufträge und macht am Anfang alles, um überhaupt fotografisch zu arbeiten. Es hat Gott sei dank gut und schnell geklappt. Ursprünglich wollte ich in den Lehrberuf, aber für Kinder fehlt mir jedoch die Geduld und mein Anspruch ist zu hoch.

Inzwischen hatte ich die Chance bekommen, Fotografie zu lehren. 2 Jahre war ich an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee, in diesem Jahr kam die Zeppelin University Friedrichshafen dazu. Die Arbeit mit den Studenten und deren unverstellten frischen Sehweisen ist toll: sich mit denen zu reiben, etwas zu erarbeiten, ihnen meine Arbeit vorzustellen und ihnen Mut zuzusprechen, wenn sie Lust haben, in diesen Bereich gehen zu wollen. Eigentlich mache ich hierbei aber wenig Hoffnung, was die Schwarz/Weiß-Fotografie in ihrer klassisch-analogen Weise angeht, weil ich dies nach wie vor für ein schwieriges Feld halte — und ein aussterbendes dazu. Immer öfter kämpft man mit technischen Problemen, gibt es die Kameras und die Filme nicht mehr und die Papiere sind teuer. Die Preise sind in den letzten drei bis vier Jahren so ekelhaft gestiegen, dass es einem schwer gemacht wird, dies auszuhalten. Ich kenne aber keine Alternative und will auch keine. Ich schließe die Farbe nicht aus; das kann noch kommen. Aber für meine Art des Sehens, schien mir bisher das Schwarz/Weiß-Fotografieren sinnvoller.

Das Lehren selbst ist großartig, aber die Leistungsbewertung fällt mir noch immer schwer wie bei der Eignungsprüfung damals. Ich hatte Prüfungsängste und wollte nicht mehr bewertet werden — **in der Fotografie gibt es kein gut oder schlecht.**

Das kann ich nachvollziehen.

Ich bin im Sozialismus aufgewachsen. Ich hatte es satt, es zählte immer nur, Klassenbeste zu sein. Ich stand so häufig auf dem Podest und kriegte mein „Prämchen“ und eine Urkunde, mit der man am liebsten abends ein Lagerfeuer gemacht hätte — das wär die sinnvollste Nutzung gewesen! Die Ansprüche der Eltern, der Ehrgeiz — das treibt natürlich die Arbeit voran und ist als Wegweiser gut und wichtig. **Aber ich will nicht Platz 1, Platz 2, Platz 3. Das gibt es nicht in der Kunst.** Es gibt Menschen, die meine Arbeiten lieben, die davon angerührt werden, die den Dialog damit eingehen können und das isst! Das ist für mich die totale Erfüllung.

Wie kam es zur Berufung?

Professor Stefan Koppelkamm, Leiter für den Fachbereich „Visuelle Kommunikation“ in Weißensee, hat meine Arbeiten schon früh kennengelernt und mich begleitet. Und als die Arbeit „Underground“ herauskam, da glaubte er an meine Fähigkeiten. Der Fachbereich braucht regelmäßig und im Wechsel Fotografen, die einen freien Kurs anbieten. Ich habe mich vorgestellt bei den anderen Kollegen und sie haben mich Gott sei Dank mit einem „Sei Willkommen“ aufgenommen und einem „**Mach deine Arbeit**“. Mit einem Vertrauensvorschuss durfte ich den Kurs gänzlich nach meinem Gusto gestalten und Themen auswählen.

Das erste Thema hieß „Wohnen“. Es waren 12 - 14 Studenten und jeder hatte einen Monat lang Zeit, etwas zu erarbeiten und sich dem „Wohnen“ „innen, außen, persönlich oder anonym“ zu nähern. Es kamen ganz wunderbare Arbeiten heraus. Ich habe gestaunt, habe versucht, jeden in Einzelgesprächen zu begleiten. Das hat mir viel gegeben. Es hat ganz toll geklappt — ein „kräftiges Wachsen“. Beim zweiten Kurs war ich schon etwas entspannter, da haben wir zum Thema „Porträt“ gearbeitet. Es ist großartig und etwas, dass ich weiterhin machen möchte, aber nicht kontinuierlich, Woche für Woche. Das nimmt sehr viel Kraft.

Ich bin für meine Arbeiten häufig gereist, mit Ausnahme bei den letzten, den „Berliner Männerwelten“. Da hat es mich das erste Mal zu Hause gehalten. Ich wollte unbedingt in meiner Stadt etwas machen. Das war schon länger in mir. Ansonsten wollte ich mich immer bewegen und unterwegs etwas finden. Das wäre nicht vereinbar gewesen mit einer festen Stelle hier an der Uni. Der Kurs ist immer wieder frei und wird neu belegt jedes Jahr. Ich mache das zusammenfassend als Blockzeitraum von einem Monat, bei dem man viel investiert. Danach kann man zurück zu den eigenen Sachen und die zur Weiterentwicklung bringen. **Man muss auch wirklich ein paar Monate konzentriert an einer Sache arbeiten.** Ich kann das nicht für ein, zwei Tage.

Du sagst so schön: „Meine Stadt“. Aber du bist ja keine gebürtige Berlinerin. Du hast inzwischen die Stadt verinnerlicht?

Sie ist mir ans Herz gewachsen. Aber sie ist hart, ist zu keinem nett, der neu hier ankommt. Berlin ist ein „Ekelpaket“ gewesen am Anfang. **Es hat dreieinhalb Jahre gebraucht, bis ich überhaupt fühlte, dass ich hier ankommen könnte** und bis aus der Arbeit heraus Freunde heranwuchsen. Als Fotograf ist man fürchterlich einsam, unterwegs bei der Arbeit ist man einsam, in der Dunkelkammer ist man einsam. Diese ganzen Arbeitsprozesse bedeuten, wenn man sie wie ich noch „analog“ macht — wozu die ganze Postproduktion gehört —, dass man eben alleine arbeiten muss. Das fiel mir wahnsinnig schwer. Ich war ja auf einmal dem Studentendasein an der Aachener Hochschule entrissen. Nun hatte ich ein Studio, konnte bei Ausstellungseröffnungen Menschen kennen lernen. Aber es hat lange gedauert bis diese Stadt mich auch wirklich liebt — zurück liebt. Jetzt möchte ich nicht mehr weg, jetzt bleibe ich in Berlin. *(lacht)*

Du bist angekommen mit einem bißchen Erspartem, hast ein Studio gemietet und angefangen zu fotografieren, zu entwickeln, auszuprobieren? Wie kam es zur ersten Ausstellung, zur Wahrnehmung in der Öffentlichkeit?

Ich glaube, das ist der Weg — und der Zufall —, ich kann's schwer sagen: Alles bahnte sich an über eine Ausstellung, die ich gesehen hatte. Es war eine Ausstellung von Frauke Eigen, einer ganz ganz großartigen Fotografin! Dort habe ich ein Brustbild gesehen: das Porträt eines Mädchens am Strand, mit geschlossenen Augen, etwa neun Jahre alt, leicht schmutzig um die Mundwinkel, zerzauste kurze Haare, etwas vom Wind angeweht... Das Kind hatte eine Selbstverständlichkeit und Frechheit, mit der es der Fotografin entgegenblickt — selbst mit geschlossenen Augen. Das hat mich so berührt — diese Leichtigkeit von Kindsein. Gerade Berlin hat mir ja gezeigt, dass ich erwachsen wurde — **herausgerissen aus allem, was noch kindlich an mir war, so schwer und bedrückend.**

Dieses Bild musste ich haben, aber ich konnte es überhaupt nicht bezahlen. Es kostete so um die 4000 Euro und ich musste mir gerade eine Kamera kaufen. Also war die Frage: Kaufe ich mir die mittelformatige Kamera oder kaufe ich mir das Bild. Das Bild brauchte ich „für meine Seele“, die Mittelformatige für meine Arbeit. Da hab ich mit dem Galeristen geredet und wollte zuerst wissen, wer dieses Bild gemacht hatte und ob er mir den Kontakt zu der Fotografin vermitteln könnte. Sie haben sich auf mich eingelassen und ich wurde ins Atelier eingeladen. Wenn man dem Lebensfluss folgt, auch wenn er turbulent erscheint, bekommt doch alles letztlich seine Folgerichtigkeit.

So kam ich also in ein Atelier und wir verstanden uns sehr gut und stellten fest, dass irgendwas gut sei an unserer Dreiergesellschaft (eine Grafikerin und Buchgestalterin gehörte auch dazu). Frauke sagte: „Hier wird ein Platz frei! Einer geht und du kannst dazu kommen.“ Plötzlich hatte ich also als „Küken“ bei der großen Fotografin Frauke Eigen einen Platz in einem Studio, konnte die Dunkelkammer mit ihr teilen und ihr über die Schulter blicken und dabei wahnsinnig viel lernen! Ich habe jeden Tag gearbeitet. Das wurde mein Zuhause: Montag bis Sonntag — immer im Studio! Gott sei Dank waren die beiden anderen ähnlich wie ich gepolt und so bin ich „angekommen“. Über dieses eine Bild.

Und hast du es gekauft?

Ja, aber ich hab's nicht vom Galeristen gekauft. Ich hab' später eins von Frauke gekauft, mit Rabatt. Damit wache ich morgendlich auf. Es hängt zu Hause im Wohnzimmer an einer Wand, die ich vom Bett aus durch die offene Tür sehen kann. Es berührt immer wieder etwas in mir, was mir verloren gegangen ist.

Eine schöne Geschichte!

Ja, und wichtige Menschen! Wir haben uns später studiomäßig getrennt. Das Küken wuchs und wollte dann ausfliegen und selbst groß werden. Es war eine gute Entscheidung, auch wenn sie schmerzhaft war und Trennung bedeutete. Mein jetziges Studio hab ich fast zwei Jahre.

Wie war deine Kindheit in Rumänien?

Ich habe eine ganz großartige Kindheit in Rumänien gehabt! Natürlich haben wir mitbekommen, wie schwer es war, dass wir morgens um 6 Uhr anstehen mussten, um Brot zu holen, dass wir uns vieles nicht leisten konnten. Aber ich fühlte mich so frei. Wir hatten einen Garten mit einem Kirschbaum. Im Sommer war ich immer einen Monat bei Oma auf dem Land — das Highlight! **Da brauchte man einen Monat lang keine Zähne putzen**, konnte Kind sein, kreativ sein! Trotzdem haben meine Eltern Mehl und Zucker mitbringen müssen, damit sie uns ernähren konnte. Unter uns wurden politische Witze erzählt und ich habe dabei eine Enge gespürt. Ich war aber glücklich und fühlte mich geliebt. Kinder gehen vieles mit Leichtigkeit an. Auf Bäume zu klettern war wichtig, draußen sein bei Wintern, die weiß waren. Dann kam der Beginn der Pubertät und ich habe ein halbes Jahr im Iran erlebt. Mein Vater war viel im Ausland und meine Mutter und ich haben ihn einmal im Iran besucht und stieß auf eine neue Kultur. Von da kommt übrigens auch die Anregung für die „Männerwelten“, meiner jetzigen Arbeit. Mein Vater durfte in Räume, die für uns Frauen unzugänglich waren. Da wurde diskutiert und Pfeife geraucht, was weiß ich. Ich durfte ja auch nicht rein und angesichts der Neugierde hab ich mir geschworen, **ich will irgendwann einmal dahinterschauen**.

Der Irak-Krieg brach aus, meine Mutter und ich mussten fliehen, zurück nach Rumänien. Für mich war das ein Abenteuer: nächtliche Bombardements, Flucht in den Keller. Bis wir getrennt wurden. Wir weinten, mein Vater blieb im Iran zurück. **Er musste seinen sozialistischen Scheißauftrag erfüllen, während wir mit dem Bus wegfuhr.** Alle Ausländer wurden mit Flugzeugen abgeholt, nur die Rumänen nicht. Das war auch wenig später ein Grund für meine Eltern, ganz wegzugehen. Es war eine schwere Entscheidung, denn mein kleiner Bruder musste dort bleiben.

Warum?

Die rumänische Regierung hat meiner Mutter, meinem Vater und mir das Ausreisevisum für eine Urlaubsreise gegeben, aber meinen kleinen Bruder als Pfand dabehalten, damit wir zurückkommen.

Das ist grausam!

Es war grausam. Wie meine Eltern das geschafft haben, weiß ich bis heute nicht. Meinem Bruder ging es gut, er war bei den Großeltern, die uns ganz nahstanden. Dann waren wir hier — „amnesty international“ hat uns geholfen — und mein Bruder kam zwei Jahre später nach. Das war hart, fürchterlich.

Das Ankommen in Aachen war mit dem Kampf ums Zurechtfinden und Überleben verbunden. Das Vermissten der dort Geliebten, des Vertrauten, das setzte nicht ein. Das setzte bei mir 10 Jahre später ein: die Aufarbeitung, die schlaflosen Nächte, das Zurückbesinnen und gleichzeitig das Wissen, ich kann und will nicht zurück. Die Freiheit in der Rolle als Frau in dieser Gesellschaft war eine andere als dort. Wir waren richtige Rumänen und nur ich hatte als Einzige Deutsch gelernt, weil ich eine deutschstämmige Amme hatte. Sie war meine „dritte“ Großmutter, war immer für mich da — eine achtzigjährige Frau mit einer liebevollen Weisheit und Geduld! Ich ging in einen deutschen Kindergarten, eine deutsche Schule, das machte mich sprachlich zum Außenseiter in der Familie. Es war wie eine „Geheimsprache“. Ich hatte einen Ehrgeiz entwickelt, diese Sprache, die ich sehr liebte und besser sprach als meine Muttersprache, zu perfektionieren. Ich ging bewusst hiermit um. **Ich mag Veraltetes: Wörter wie „fürchterrend“ oder „Wir sehen uns in Bälde“.**

Meine Eltern haben es schwer gehabt, wir waren ja Asylanten. Die Volkshochschule hat sie mit ins Deutsche geführt. Der Asylantrag wurde Gott sei dank bewilligt. Mitten in unseren Wirren brach die „Wende“ rein: die Mauer war weg und der Sozialismus. Wir konnten zurückreisen und haben Besuchsanträge gestellt. Ich habe damals auf die rumänische Staatsbürgerschaft verzichtet — jetzt hätte ich gern beide. Heute sprechen wir alle in der Familie Deutsch miteinander.

Hast du als Kind auch schon fotografiert?

Interessanterweise gibt es viele Bilder, auf denen man sieht, wie ich als Kind schon fotografiere oder versuche, durchzugucken, draufzudrücken — mit drei, mit sechs und mit acht. Mit achtzehn hab mir ich anstatt des Führerscheins eine Kamera gewünscht und bekommen — eine Spiegelreflex. Kurz vor meinem Entschluss, nach Berlin zu gehen, hab' ich mir eine neue gekauft, eine Canon-Kleinbild. Ich hab' noch eine ganz alte Kamera aus der Kindheit, eine Voigtländer, die man nach vorne klappen kann.

Die Freude an dieser Art von Reduktion ist schon dagewesen: Du siehst durch eine Kamera ein Rechteck und nicht etwas wie bei offenen Augen, sondern Ausschnitte. Das hat mir von Anfang an Freude gemacht (*hält die Hände rechteckig vor ein Auge*). Du kannst dich bestimmten Situationen im Leben nur nähern, weil eine Kamera dazwischen ist, die „Schutz“ bietet und gleichzeitig Konzentration schafft **auf einen Ausschnitt, den man bewältigen kann**. Die Kamera ist häufig überhaupt die einzige Möglichkeit, „langsamer“ zu werden, „anzuhalten“, um dann Ausschnitte zu bilden.

Was hältst du von Fotografen wie Nachtwey, die so brutal nah herangehen, dass manchmal keine Distanz mehr zu spüren ist zu dem Geschehen?

Seine Bilder sind ästhetisch und künstlerisch großartig. Ich frage mich, wie er es hinkriegt. Ich bin nach einigen Stunden exzessivem U-Bahnfahren erschöpft und ich sehe nur ganz normale Menschen. Wenn ich dann von jedem einzelnen etwas aufnehme, muss ich aber die Möglichkeit des Verarbeitens oder eine Pause haben, um dies dann über die Entwicklung **zu einem Ergebnis „auszukotzen“** — weil man sonst erstickt. Ich krieg' dann so'n Druck in der Lunge und das heißt: Ich hab' zuviel gesehen. Die Lunge ist ein Organ der „Abgrenzung“ und wenn man nicht mehr abgrenzen kann, geht es eben auf die Lunge. Bei Nachtwey frage ich mich, wie man als Mensch in solch schwierigen, kaum auszuhaltenden, lebensgefährlichen Situationen agiert und es schafft, diese Situation so pointiert in ein hochgeniales Bild zu pressen. Wo verarbeitet er?

Wer steht dir an Berliner Fotografen nahe?

Da wären einige zu nennen. Es hocken ja so viele in Berlin. Wenn man versucht, sehen zu lernen, kann es wichtige Einflüsse geben. Für mich waren das Hiroshi Sigimoto, von dem ich eine Ausstellung gesehen habe und dessen Umgang mit Tod und Zeit mich faszinieren oder Mankowitz — es gibt viele spannende Arbeiten. Es schult das Sehen, gute Arbeiten anschauen und zu versuchen zu verstehen und zu überlegen: Was macht die Intensität einer Arbeit aus?

(Ich zeige auf das Bild mit einer schwarzen und einer weißen Frau, die in einer Pariser U-Bahn voneinander abgewendet sitzen, und hinter ihnen ist verschwommen ein Mann auf einem Reklamebild zu sehen, der direkt auf den Betrachter schaut)

Wie schaffst du es, Menschen so aufzunehmen, sodass es so wirkt, als wärst du mit deiner Kamera unsichtbar?

Ich glaube, dass man sich unsichtbar machen kann — zu einem bestimmten Grad. Einmal wurde ich in der U-Bahn kontrolliert und hatte keinen Fahrschein. Ich hab' versucht, mich unsichtbar zu machen. Dann wird man übersehen.

Ich bin da, ich bin präsent, die Kamera ist noch präsenter, eine wunderschöne antike Rolleiflex aus den 60ern oder 70ern. Ich sitze, komme selbst zur Ruhe und das ist unheimlich wichtig für die Bilder. Ich muss immer „pokern“ mit oder gegen die Zeit, weil ich nie weiß: Wann stehen die Menschen auf und steigen aus? Wann ist die Begegnung zu Ende, die sich nonverbal dialogisch zwischen uns abspielt? Ich muss also schnell sein und gleichzeitig darf ich nicht schnell oder hektisch im eigentlichen Sinn sein. Man hat nicht so häufig die Chance, draufzudrücken. Ich löse deshalb selten aus, weil ich kurbeln muss und das erregt Aufmerksamkeit. Ich versuche, bewußt zu „schießen“.

Gerade bei dieser Aufnahme mit den zwei Frauen, einer der wenigen politischen Aufnahmen, war das unglaublich! Der Zug rollte, hielt an und hielt vor diesem Poster. Dieses Poster macht das Bild erst rund. Es ist ja kraftvoll in dieser Grundkonstellation an sich, aber der Hintergrund erst! Der Blick des Mannes trifft mich als Betrachter und schaut gleichzeitig zurück auf mich als Fotografin — dieses Voyeurhafte, das er mir nochmal vor Augen führt. Das sind Momente des Glücks, die zum Fotografieren dazu gehören! Alles kommt zusammen, was wichtig ist! So sei es, dass die U-Bahn eine Lampe hat, die das Gesicht der rechten Frau anstrahlt und links noch eine ist, die genug Licht für das Gesicht der linken Frau bietet.

Ich bin eigenartigerweise in keinem der Bilder zu finden als Spiegelung. **Das zeugt von meiner Unsichtbarkeit.**

Wie machst du die Bilder? Fotografierst du aus dem Bauch heraus?

Ja, ich sitze da und die Kamera ist in Bauchhöhe: aus dem Bauch heraus, dem Solarchakra. Man hat mit der Zeit zu kämpfen und mit der Technik. Die U-Bahn wackelt, die Beleuchtung ist eher schlecht, man muss mit einem 30stel oder einem 60stel auskommen, drüber geht nicht. Man muss den Film pushen von 400 auf 800, die Schärfe muss in etwa hinhalten und trotzdem muss man so wirken, als gäbe es überhaupt keinen Fotoapparat. Es klappt besonders gut, wenn ich müde bin, wenn ich so erschöpft bin, dass ich denke, es wird nichts und loslasse. Ich schau' nach unten und hab' irgendwann das Bild gefunden, es festgehalten, drücke den Auslöser und spiele mit der Kurbel — vorher wie danach, um so zu tun, als würde ich das die ganze Zeit machen. Ich erfinde Tricks: halte manchmal ein Buch oberhalb der Kamera und tu so, als würde ich lesen. **Mich interessiert die Authentizität des Augenblicks.**

Du fragst also nie: „Entschuldigung, darf ich mal ein Foto machen?“

Bei anderen Projekten frage ich natürlich, hier nicht. Ich bin auch gefragt worden: „Was machen Sie denn gerade? Haben Sie eine Aufnahme gemacht?“ Manche nehmen es wahr, aber andere haben es als Bühne wahrgenommen, die ich ihnen geboten habe, und als Inszenierungsmöglichkeit genutzt — sich zurechtgerückt, übers Haar gestrichen. Da gab es ein Sichbewusstwerden, aber trotzdem keinen Dialog im Sinne eines Blickmomentes. Bei denen, die irritiert waren, hab' ich geantwortet, wie es ist: Ich arbeite an einem Projekt und porträtiere Menschen in der U-Bahn.

Hat sich mal jemand beschwert?

Einmal, in Paris. Da hab' ich einen Mann fotografiert und sein Nachbar hat sich aufgeregt. Aber der Porträtierte selbst hat dann interveniert und gemeint: „Was mischen Sie sich denn ein? Ich werde fotografiert!“ Und das finde ich natürlich gut! Ungewollt hatte ich eine Lösung für jenen Konflikt. Jedoch mache ich mir auch Notizen, wenn einer nicht möchte. Das merke ich an der Körpersprache: mal setzt sich jemand weg oder ich setze mich weg. In Moskau hat mich eine Frau ganz erregt in Russisch verbal angegriffen. Ich hab' sie gar nicht verstanden. Jedenfalls hab' ich das Foto nie verwendet. **Ich bin eine Voyeurin, eine Diebin, was meine Fotos angeht, aber ich mache kein Bild um jeden Preis.**

Fortsetzung von Seite 2 **Loredana Nemes**

AH: *Mir gefällt die Höhe, aus der du die Menschen aufnimmst, sodass man fast auf sie „drauffällt“!*

LN: Die gewählte Aufnahmehöhe zeigt die Menschen in einer „Erhöhung“. Man nimmt sie ein wenig von unten auf und gibt ihnen dadurch mehr „Raum“.

Meine Berlin-Lieblingsbilder in deiner Serie „UNDER GROUND“ sind die beiden Männer. Da musste ich an Tanznächte denken, an diese entspannte Haltung von zwei Menschen zwischen Tanz und Sex.

Es war genau die Situation, die du beschreibst. Es war Christopher Street Day. Die hatten sich bestimmt den ganzen Tag angetanzt, aufgeheizt und fuhren ganz sicher — es war nach Mitternacht in der U 1 — nach Hause, um all diese wilden Phantasien endlich ausleben zu können. Sie waren so genial in ihrer Intimität, in ihrer Ruhe. Diese Köpfe, diese Haarlosigkeit, die Kugelförmigkeit, das Babyhafte in der liebkosenden Pose — auch in jener Reinheit...

Haben die beiden dich bemerkt?

Ich hatte den Eindruck, der Rechte habe mich bemerkt und es zugelassen. Als sie ausgestiegen sind, waren sie eins der wenigen Paare, bei denen ich je gesagt habe: „Stopp, ich habe euch gerade aufgenommen, porträtiert und würde euch gerne die Bilder als Dankeschön schicken!“. Da sagte der Eine: „Ist doch klar! Wir sind nämlich schön!“. Und ich: „Ja, genauso hab’ ich’s auch gesehen.“. Und er: „Nein, nein! Die Bilder brauchen wir nicht!“. Das finde ich noch bis heute schade, da sie sicher nicht vermutet haben, dass es ein so perfektes Tryptichon werden würde.

*